

ANDREAS J.  
SCHULTE

Hildegard  
*von* Bingen  
*und das*  
Siegel *des*  
Königs

HISTORISCHER  
KRIMINALROMAN

emons:

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: finken & bumiller | buchgestaltung und  
grafikdesign unter Verwendung des Bildmotivs shutterstock/Yuliya  
Blonska

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Lothar Strüh

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-7408-1256-0

Historischer Kriminalroman

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Dieser Roman wurde vermittelt durch die  
Literaturagentur Lesen&Hören, Berlin.

In Erinnerung an Edgar Noske (1957–2013)

*Wenn sie mehr Verstand hat, so soll sie  
den Anstand und die Weisheit besitzen,  
nicht zu zeigen, wie viel Verstand sie hat.  
Einfältigkeit steht den Damen gut an.*

Nach Thomasîn von Zerclaere

## Prolog

Die steile Wendeltreppe führte hinab in den Keller. Mit jeder Stufe wurde die Luft kühler. Mit jeder Stufe stieg Gerowulfs Vorfreude. Der Keller war nach seinen Wünschen ausgebaut worden. Ursprünglich war dieser als Schutzraum für die Bewohner des Gutshofes gedacht gewesen, als Versteck für die Alten, die Weiber und Kinder, wenn feindliche Soldaten plündernd umherzogen und ganze Dörfer niederbrannten. Dieser Keller war damals ein Ort der Sicherheit gewesen. Jetzt verbreitete er Angst und Entsetzen.

Der hochgewachsene Mann erreichte das Ende der Treppe, schritt den langen Gang entlang, sein massiger Körper wurde im Schein der Fackeln als bizarrer Schatten auf die roh behauenen Wände geworfen.

Der Keller, einst eine natürliche Höhle, eine Laune der Natur, war von geschickten Baumeistern erweitert und ausgebaut worden. Sie hatten das Vorhandene als Grundlage genommen und etwas Neues geschaffen. Jetzt besaß der Raum eine hohe Decke, die von schweren Basaltpfeilern getragen wurde. Sie war gut drei Mann hoch, und obwohl seine schweren Schritte in dem Raum widerhallten, drang doch kein Laut aus diesem nach draußen. Keine Menschenseele konnte außerhalb des Gewölbekellers etwas von dem hören, was sich hier tief unter der Erde abspielte. Keine Schreie, kein Fluchen, kein Flehen drang nach außen. Deshalb hatte Gerowulf diesen Keller erwählt.

Auch der Mann, der an Ketten leblos zwischen den Pfeilern hing, hatte geschrien und um Gnade gefleht. Gerowulf blieb vor ihm stehen. Das da in den Ketten war nur noch ein lebloses Bündel Fleisch. Gerowulf sog den Atem tief ein. Schmeckte die Angst und die Schmerzen, die in der Luft lagen. Der Geruch des Blutes und des verbrannten Fleisches brachte ihn dazu, sich über die Lippen zu lecken.

Das Kohlebecken glühte noch, aber die schweren eisernen Zangen, die Geißeln und Brandeisen hatten offenbar ihre Schuldigkeit getan.

»Du warst also erfolgreich.«

Gerowulfs dunkle Stimme ließ Bernhard, den Folterknecht, herantreten.

»Ja, Herr, dieser hier war besonders standhaft, aber am Ende reden sie alle.«

»Gut, wo ist die Siegelplatte?«

Unsicherheit flackerte in Bernhards Augen, Unsicherheit und Angst.

»Siegelplatte? Da war keine Siegelplatte, Herr.«

Gerowulf fuhr herum, mit dem rechten Handrücken schlug er ansatzlos zu, hart, wütend. Bernhards Lippe platzte auf, aber er rührte sich nicht, nahm mit stoischer Miene hin, dass ihm Blut aus dem Mundwinkel lief. Gerowulf baute sich drohend vor dem anderen auf. »Ich rede von einer Bronzescheibe, eine Art Amulett, kleiner als die Handfläche eines Kindes. Du sagst, es war nicht bei den Habseligkeiten des Boten? Was hat dich dann dazu gebracht, mir die Nachricht zu senden, es sei vollbracht? Rede!«

»Da ... da war etwas in den Satteltaschen des Boten, Herr. Ein Pergament, eingenäht zwischen zwei Lagen des Leders.« Bernhard deutete auf einen Holztisch. Im Schein der Fackeln war der Brief gut zu sehen.

Gerowulf ging mit zwei schnellen Schritten zum Tisch, nahm den Brief und hielt ihn ins Licht. Seine breiten Finger strichen fast zärtlich über das blutrote Wachssiegel. »Das persönliche Siegel des Schwaben«, murmelte er, »hat er sich also entschieden, den Kampf um die Krone aufzunehmen.«

»Ich versichere Euch, Herr, mehr hatte der Bote nicht bei sich, keine Siegelplatte, kein Amulett, nur diesen versteckten Brief.«

Gerowulf hob ungeduldig die Hand, die Geste ließ Bernhard verstummen.

»Es reicht. Sorg dafür, dass«, er deutete auf den Leblosen,

»der Kerl verschwindet. Ich will nicht, dass seine Leiche für neugierige Fragen sorgt.«

»Ja, Herr, aber sein Pferd, der Sattel ...?«

Gerowulf wusste, worauf Bernhard hinauswollte. »Nimm es als weiteren Lohn für deine Arbeit. Meinetwegen auch seine Kleider und Waffen, aber wenn du sie verkaufst, dann denke daran, was ich gesagt habe: Ich will keine neugierigen Fragen zu hören bekommen.«

»Danke, Herr, danke.«

Bernhard verbeugte sich unterwürfig, aber das sah Gerowulf schon nicht mehr, eilig strebte er der Wendetreppe zu. Der gesiegelte Brief des Schwaben bewies, dass es an der Zeit war zu handeln. Zu entscheiden, wie es weiterging, stand ihm nicht zu. Er, Gerowulf, Sohn des Bergen, diente einem höheren Herrn. Doch er wusste, dass er am Ende reich belohnt werden würde. Der Gedanke ließ ihn zufrieden lächeln.

*Kommt einer neu und will das klösterliche Leben beginnen,  
werde ihm der Eintritt nicht leicht gewährt, sondern man  
richte sich nach dem Wort des Apostels: »Prüft die Geister,  
ob sie aus Gott sind.«*

Regula Benedicti



*Die Nabe, Spätsommer Anno Domini 1151*

Der Ruf des Steuermanns riss Elisabeth aus dem Schlaf. Das Boot hatte mit dem ersten Tageslicht im Morgengrauen abgelegt. Eingehüllt in ihren Wollmantel hatte sie sich auf ein Schaffell gesetzt und war, angelehnt an ein paar Getreidesäcke, eingenickt. Das stete Schaukeln des Bootes, die Flusswellen, die leise plätschernd gegen die Holzplanken schlugen, hatten sie schläfrig werden lassen.

»Obacht da vorne. Das Ufer ist steinig. Ich rei euch die Ohren ab, wenn ihr mit euren Rudern dafür sorgt, dass dieses Boot aufsetzt.«

Statt einer Antwort erntete der Steuermann von den drei Ruder knechten nur ein lautes Lachen.

Elisabeth setzte sich auf und gähnte. Wenn sie den Hals reckte, konnte sie einen Blick über die Bordwand des Bootes werfen. Doch da war nichts zu sehen, der Flussnebel hüllte alles in ein milchiges, feuchtes Grau. Enttäuscht ließ sich Elisabeth zurücksinken. Sie war hundemüde und zugleich unfähig, wieder einzuschlafen.

Zu viert waren sie vor zwei Tagen aufgebrochen: Meister Ulrich, Verwalter und Waffenmeister der Burg Greich, Gerfried, einer der Knechte, ihr Bruder Adalbert und sie selbst.

Die erste Nacht hatten sie in einer Herberge verbracht, doch das laute Schnarchen aus allen Ecken des Hauses hatte sie ebenso wach gehalten wie die Gedanken an die ungewisse Zukunft. Nach einem weiteren Tag im Sattel hatten sie dann endlich den Fluss erreicht. Nach dem stundenlangen Ritt mussten sie sich mit einem harten Nachtlager am Flussufer zufriedengeben. Meister Ulrich hatte zwar ein Feuer angezündet, aber niemand war wach geblieben, um Holz nachzulegen und so die nächtliche Kühle zu vertreiben. Der August ging zu Ende.

Zu Hause, im geschützten Innenhof der Burg Greich, hatte sie oft in solchen Spätsommernächten in den Himmel geschaut und die Sternbilder gesucht, die ihr Pater Ansgar beschrieben hatte. Aber die zurückliegende Nacht an der Nahe war anders gewesen. Da bot kein Burgtor Schutz, da gab es keine Steinmauer, an die man sich anlehnen konnte, um die Sonnenwärme zu spüren, die die Steine über den Tag hinweg aufgenommen hatten. Am Fluss war es dunkel gewesen, außerhalb des Feuers hatten tiefe, fremde Schatten gelauert, unbekannte Tiere hatten sie mit ihren Schreien immer wieder aufgeschreckt, und die feuchte Luft am Ufer hatte sich klamm auf ihren Wollmantel und ihr Haar gelegt.

Müde und erschöpft hatten sie sich dann von Gerfried verabschiedet, der mit den Pferden zurück zur Burg reiten sollte. Der Lastkahn war im Morgengrauen wie verabredet rechtzeitig zur Stelle gewesen, um sie für die letzte Etappe auf dem Fluss mitzunehmen.

Ein leises Schmatzen ließ Elisabeth zur Seite schauen. Der Kopf ihres Bruders war zur Seite gesunken, den Mund im Schlaf halb geöffnet. Wie oft hatte sie Adalbert so schlafen gesehen? Sie schluckte trocken. Nie wieder würde sie ihn beim Schlafen beobachten können. Heute, hier und jetzt auf dem Lastkahn, war es das letzte Mal.

»Doch muss sie wissen, dass sie, auch nach dem Gesetz der Regel, von diesem Tag an weder das Kloster verlassen noch das Joch der Regel von ihrem Nacken abschütteln darf«, murmelte sie. Ja, sie kannte die Regula Benedicti, schließlich hatte sie genügend Zeit gehabt, sie zu studieren. Genügend Zeit, in der ihr Bruder Rudolf alles darangesetzt hatte, sie, Elisabeth, loszuwerden.

Wütend presste sie die Lippen aufeinander. Immer wenn sie an den Älteren dachte, begann es in ihr zu brodeln. Dass er im Recht war, machte die ganze Sache auch nicht besser. Für Adalbert, den Zweitältesten der Geschwister, war diese Reise ein einziges großes Abenteuer. Adalbert, der sich bemühte, mit seinem Bartflaum, den er beharrlich wachsen ließ,

reifer als neunzehn Jahre auszusehen. Zum ersten Mal durfte er mit Meister Ulrich nach Mainz reisen. Es gab Verträge, die erfüllt werden mussten, Adalbert sollte die Familieninteressen wahren. Ihre eigene Reise würde früher enden – eine Reise, von der es für sie keine Rückkehr gäbe.

»Hoh, jetzt mehr in die Mitte, oder wollt ihr die Brücke rammen?« Wieder zerriss der Ruf des Steuermanns die Stille über dem Wasser.

Elisabeth sprang auf und lehnte sich über die Bordwand zur Seite, um möglichst nichts von dem zu verpassen, was da aus dem Nebel auftauchen mochte.

»Nicht so weit, Herrin, ich will Euch nicht aus dem Wasser der Nahe fischen müssen, nur weil Euch die Neugierde auf die steinerne Binger Brück gepackt hat.« Ohne dass Elisabeth es bemerkt hatte, war Meister Ulrich neben sie getreten und hatte seine Hand auf ihre Schulter gelegt.

»Die Binger Brück?«

»Ja, Herrin, sieben große Steinbögen quer über dem Fluss, eine Brücke, mehr als einhundertdreißig Männerschritte lang.« Meister Ulrich deutete mit der Hand von einem Ufer zum anderen. »Das ist der alte Handelsweg vom Hunsrück weiter nach Mainz. Die Brücke macht es möglich. Erbaut wurde sie bereits in der Zeit, als Willigis noch Bischof von Mainz war. Wenn Ihr mich fragt, ein Meisterwerk der Baukunst. Hab noch nirgendwo sonst eine solche Brücke gesehen. Da, schaut!«

Wie aus dem Nichts schälten sich mächtige Steinbögen aus dem Grau. Für einen Wimpernschlag war Elisabeth fest davon überzeugt, dass der Kahn an einem dieser Pfeiler zerschellen musste. Ihre Hand krampfte sich um die hölzerne Reling. Doch dann glitt der Kahn auch schon unter dem Brückenbogen hindurch. Die Binger Brück. Elisabeth schaute zurück und entspannte sich wieder.

»Die Männer auf diesem Kahn wissen, was sie tun, Herrin.« Meister Ulrich lachte leise auf. »Und der junge Herr hat die Durchfahrt verschlafen.« Meister Ulrich streckte sich und humpelte dann zurück zu seinem Bündel und den Sattelta-

schen. Auf dem Weg dorthin rüttelte er Adalbert an der Schulter, um ihn zu wecken. Während der langsam wach wurde, nahm Meister Ulrich die Taschen und warf sie sich über die Schulter. »Binger Brück, Ihr wisst, was das bedeutet?«

Elisabeth schloss für einen Moment die Augen und atmete dann tief durch, bevor sie nickte. »Ja, Meister Ulrich, ich bin am Ziel.«

Entschlossen klopfte Adalbert mit dem Griff seines Kurzschwertes gegen das Holz der Klosterpforte. Niemand öffnete, dabei hörte Elisabeth ganz deutlich das laute Hämmern auf Steinen, hörte Rufe und Stimmengewirr. Auf der anderen Seite der Klostermauer gab es Menschen, so viel stand fest. Adalbert musste ein zweites Mal gegen das Holztor schlagen, bevor sich im oberen Teil eine kleine Klappe öffnete. Misstrauisch blinzelte ihnen ein Auge entgegen.

»Wollt Ihr wohl aufhören, gegen die Klosterpforte zu hämmern, als stünde das Haus in Flammen? Was wollt Ihr?«

Die Stimme, die zu dem Auge gehörte, war tief und grollend und klang dabei, als würde die Person, zu der die Stimme gehörte, gerade ein paar Kiesel kauen. Elisabeth rechnete es Adalbert hoch an, dass er sich in keiner Weise von der Stimme beeindrucken ließ.

»Mein Name ist Adalbert, Sohn des Grafen von Greich, und neben mir steht Elisabeth, meine Schwester. Wir haben die Magistra Hildegard benachrichtigt, dass wir heute noch vor der Sext eintreffen werden.«

»Oh! Nun gut, Ihr seht mir doch einigermaßen vertrauenswürdig aus. Graf von Greich, sagtet Ihr. Gut, gut.«

Das Grollen war in ein nachdenkliches Gemurmel übergegangen. Elisabeth wechselte einen erstaunten Blick mit Adalbert. Zwei eiserne Riegel wurden zurückgeschoben, dann öffnete sich das Tor. Im ersten Moment schien es, als wäre niemand da, doch dann lugte hinter dem hölzernen Türflügel eine Nonne hervor. Eine wahrhaft winzige Person, die ungeduldig hin und her trippelte und die Ankömmlinge dabei neugierig musterte. Sie war so klein, dass Elisabeth sich unwillkürlich fragte, wie es das Nonnenauge bis zur Klappe im Tor geschafft hatte. Zusammen mit Adalbert trat sie ins Torhaus ein. Ein Blick über die Schulter offenbarte die Lösung des Rätsels. Als

die Nonne das Tor schloss, wurden auf dessen Innenseite zwei hölzerne Trittstufen sichtbar.

Mit einer melodischen Altstimme, weit oberhalb der tiefen Tonlage bei der Begrüßung, sagte die Nonne: »Schwester Mathilde, ich bin verantwortlich für das Gästehaus und die Vorräte. Na ja, das mit dem Gästehaus wird wohl noch eine Zeit auf sich warten lassen. Also übernehme ich ab und an auch die Pforte.« Schwester Mathilde verbeugte sich vor Adalbert und blinzelte Elisabeth verschwörerisch zu. »Ihr müsst verzeihen, Herr, aber in den letzten Tagen gab es ein paar unverschämte Halunken, die unsere klösterliche Ruhe gestört haben. Da ist es ratsam, vorsichtig zu sein. Ihr seid bei unserer ehrwürdigen Mutter angemeldet, dann folgt mir.«

Gern hätte Elisabeth gefragt, wie es den »unverschämten Halunken« gelungen war, die Ruhe des Klosters zu stören, aber sie hielt es dann doch für ratsam, erst einmal zu schweigen. Außerdem öffnete sich jetzt der Gang des Torhauses zu einem weiten Platz, bei dessen Anblick Elisabeth schlagartig alle Fragen vergaß.

In den letzten Wochen hatte sie sich mehr als einmal das Kloster auf dem Rupertsberg vorgestellt, aber dieser Anblick übertraf all ihre Erwartungen. Der Klostergrund war groß, sehr groß, sicher annähernd zweihundert Schritte im Quadrat und damit um ein Vielfaches größer als der Innenhof der Burg Greich. Und überall – so schien es ihr – wurde gebaut. Es wimmelte nur so von Menschen. In einer Ecke brachten Steinmetze große Bruchsteine mit gezielten Hammerschlägen in die richtige Form, Maurergesellen trugen an langen Stangen große Holztröge mit Putz über eine Rampe in schwindelerregende Höhen. Zimmerleute schlugen mit Beilen in einem Tempo Holzbalken zurecht, dass die Späne nur so flogen. Dazwischen gab es Knechte, die Pferde mit Fuhrwerken voller Bretter und Steine, Schindeln und Säcke scheinbar planlos über den Platz lenkten. Planlos, wie Elisabeth im Stillen zugeben musste, nur für ihr ungeübtes Auge. Wahrscheinlich folgte hier alles einer wohldurchdachten Ordnung.